

Henri Lœvenbruck
Die Kathedrale des Bösen

Mysterythriller

Aus dem Französischen von
Marie-Sophie Kasten

Knaur Taschenbuch Verlag

Die französische Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel
»Les Cathédrales du vide« bei Flammarion, Paris.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



Deutsche Erstausgabe Juni 2012
Knaur Taschenbuch
© 2009 Flammarion
Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2012 Knaur Taschenbuch
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Alexandra Baisch
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: FinePic®, München
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-50788-9

2 4 5 3 1

Inhaltsverzeichnis

Erster Teil

Nigredo

9

Zweiter Teil

Albedo

183

Dritter Teil

Rubedo

361

Epilog

Alkahest

501

Dank

523

»Das ganze Geheimnis des Lebens
beschränkt sich darauf, dass es keinerlei Sinn hat,
dass aber ein jeder von uns einen darin findet.«

Emil Cioran

Erster Teil
Nigredo

1

Die Natur verabscheut die Leere. Ich auch.

Das Schwindelgefühl ist Ausdruck unseres komplexen Verhältnisses zur Leere. Ihr gegenüber empfindet man den Hass auf den Feind, die Angst vor dem Unbekannten und die Anziehungskraft der Gefahr. Schwindel zu verspüren, bedeutet auch, die Erregung zu kosten, die der Sog des Abgrunds uns verschafft: Derjenige, der ihm mit zitternden Beinen trotz, kann mit einem Mal die unbezwingbare Lust empfinden, ihn zu umfassen. Warum? Vielleicht, um darin den geheimen Ort unseres Ursprungs und unserer Bestimmung zu erkennen.

Man tut verrückte Dinge aus Faszination für die Leere.

2

Als er die schwere Eisentür hinter sich schloss, wusste Charles Lynch genau, dass es nur zwei mögliche Ausgänge gab: die Freiheit oder den Tod.

Aus dem unterirdischen Komplex herausfinden oder für immer darin verschwinden.

Das Blut pochte im besorgniserregenden Takt einer Totentrommel in seinen Schläfen und seiner Brust, und der Korridor, der sich vor ihm öffnete, sah ganz nach einem Todestrakt aus. Er versuchte, sich nicht einschüchtern zu lassen. Es war zu spät, um es sich anders zu überlegen.

Der Mann holte tief Luft, ballte die Hände und steuerte auf

das andere Ende zu, erst im Gehschritt, um möglichst keinen Lärm zu verursachen, doch dann immer schneller. Die Eile siegte schließlich über die Vorsicht.

Das Echo seiner Schritte hallte von den grauen Betonwänden wider. Nur wenige Meter trennten ihn von der Tür, die – dessen war er sich fast sicher – ihn endlich hinaufführen würde, nach draußen, an die Oberfläche. Wohin genau? In welche Stadt? Welche Gegend? Er hatte nicht die leiseste Ahnung. Er war sich nicht einmal sicher, in welches Land. Aber zweifellos ans Tageslicht. Dieses Licht, das er schon seit zwei Monaten nicht mehr gesehen hatte.

Hin- und hergerissen zwischen der Hoffnung auf ein baldiges Freikommen und der Angst, geschnappt zu werden, bevor er hinaus käme, rannte er weiter, wobei seine Augen auf den elektronischen Kasten des Sicherheitsschlusses geheftet waren. Er war nur noch zwanzig Meter davon entfernt. Ein paar Schritte. Aber er hatte sich schon sehr lange nicht mehr so verausgaben müssen! Mit seinen fünfundsechzig Jahren war Charles Lynch nie ein großer Sportler gewesen, ihm ging allmählich die Puste aus. Dennoch verlangsamte er sein Tempo nicht: Alles kam auf diesen Moment an, diese letzte Anstrengung.

Plötzlich ertönte eine schrille Sirene, und am Ende des Ganges blinkten zwei Lampen auf, tauchten den Boden in regelmäßigen Abständen in rotes Licht. Lynch rannte noch schneller.

Natürlich war seine Flucht entdeckt worden. Er hatte auch keinen Moment daran gezweifelt, dass die Wächter seine Manipulation der Überwachungskameras irgendwann bemerken würden. Alles war nur eine Frage der Zeit. Vielleicht von Sekunden.

Am Ende des Tunnels angekommen, stürzte er sich auf die Tastatur am Türschloss. Er hob den kleinen durchsichtigen

Plastikdeckel an und rieb sich die Hände, um den Schweiß abzuwischen. Dann tippte er unsicher den Code ein. Sein Herz klopfte zum Zerspringen. Sein ganzer Arm zitterte. Und wenn ihm nun die Umprogrammierung des Codes missglückt war? Wenn die Wächter Zeit gehabt hätten, das Sicherungssystem wiederherzustellen? Dann wären all seine Mühen, seine akribisch vorbereiteten Strategien umsonst gewesen ...

Nein. Es musste gelingen. Er musste die Welt da draußen erreichen, wenigstens die Zeit haben, jemanden zu verständigen, um Hilfe zu rufen. Das war alles, worum er bat. Für sich, für seine Tochter und für die anderen, die noch drinnen eingesperrt waren.

Das eindringliche Gellen der Sirene dröhnte in seinen Ohren. Er biss die Zähne zusammen und drückte ein sechstes Mal auf die Tasten, um den Code zu vervollständigen, den er selbst geändert hatte. 110184. Das Geburtsdatum seiner Tochter.

Eine Sekunde lang, die ihm wie eine Ewigkeit erschien, geschah nichts. Ein elektrisches Summen ertönte aus dem Schloss, dann, endlich, das befreiende Klicken: Die zylinderförmigen Riegel schoben sich langsam aus dem Schließblech.

Charles Lynch zog an dem imposanten Knauf, die Tür öffnete sich mit einem schrillen Quietschen und gab den Blick auf die großen Stufen einer alten Steintreppe frei, die im Halbdunkel lag.

Der Mann runzelte die Stirn. Der feuchte Geruch, die Spinnweben, der Staub am Boden ... Das alles passte so gar nicht zu der Umgebung, in der er seit zwei Monaten lebte. Mit einer solchen Szenerie hatte er nicht gerechnet. Eigentlich hatte er gehofft, sofort ans Tageslicht zu gelangen, aber ver-

mutlich musste er noch weiter danach suchen. Nur nicht den Mut verlieren: Am Ende dieser letzten Stufen erwartete ihn bestimmt die Freiheit. Er schob sich durch die Tür.

Die Angst schnürte ihm die Luft ab, als er auf wackeligen Beinen vorsichtig mit dem Aufstieg begann. Die geraden, rauhen Betonwände des Untergeschosses waren der unebenen Mauer eines sehr alten Gebäudes gewichen. Er tastete sich mit der rechten Hand an den grob gehauenen Steinen entlang, während er versuchte, den Rhythmus seiner Schritte zu beschleunigen, ohne das Gleichgewicht zu verlieren. Aber als er die ersten Stufen erklommen hatte, hörte er plötzlich das Hallen wütender Schreie im Gang hinter sich.

Die Wächter waren ihm schon auf den Fersen.

Sofort begann sein Herz zu rasen. Seine Kiefer verkrampften sich. Er hatte noch eine Chance.

Zwei Stufen auf einmal nehmend, vergaß er alles andere und stürzte auf das obere Ende der Treppe zu. Bald erriet er in der Dunkelheit die Umrise einer kleinen, schadhaften Holztür. Er legte die letzten Meter zurück und öffnete sie, ohne zu zögern.

Der Anblick, der sich ihm bot, zog ihn völlig in seinen Bann. Er blieb mit offenem Mund stehen, ungläubig, wie verhext von dieser unerwarteten Kulisse.

Eine echte gotische Kathedrale.

Der krasse Gegensatz zur Modernität des unterirdischen Komplexes war unglaublich. Und doch träumte er nicht. Durch große, zerbrochene Kirchenfenster fiel strahlender Sonnenschein und tauchte das Querschiff in farbigen Glanz. Zwischen den von Pflanzen überwucherten Trümmern erriet man Chorgestühl, Statuen, Weihwasserbecken, Altaraufsätze ... Lianen, so gerade wie die großen gehauenen Pfeiler, die sie zu imitieren schienen, zogen sich netzartig durch die in

Schatten und Licht getauchten Bereiche des Raumes. Der Boden war mit Steinen übersät, ganze Blöcke, die aus dem Gewölbe herausgebrochen und mit Schlamm bedeckt waren. Da und dort lagen umgeworfene Holzstühle, Pulte ...

Charles Lynch wurde durch das Geräusch von Schritten hinter sich aus seiner Erstarrung gerissen. Die Wächter würden ihn einholen, jetzt war nicht der Moment, die Architektur dieses sakralen Ortes zu bewundern. Er eilte auf die große Tür am Ende des Kirchenschiffs zu. Das Tageslicht fiel durch die Ritzen rings um die große Holzplatte herein.

Er stieg über die Scherben hinweg und rannte das Seitenschiff hinunter. Als er endlich vor dem Ausgang stand, erkannte er hinter sich die Umrisse der Wächter, die gerade im Halbdunkel des Querschiffs auftauchten.

Schnell schob er sich zwischen den beiden riesenhaften Türflügeln hindurch. Doch sobald er draußen war, musste er sich abwenden und blinzeln, um sich an das gleißende Licht der Sonne zu gewöhnen, die so lange verschwunden gewesen war. Dann entdeckte er langsam die unglaubliche Szenerie, die sich vor ihm auftat.

Es war, als versetzte man ihm einen zweiten Dolchstoß mitten ins Herz. Was sich seinen Blicken bot, war genauso unbegreiflich wie das Innere der Kathedrale. Schwindel überfiel ihn. Seine Schultern sackten herab, als würde auf einmal die Last der gesamten Menschheit auf ihnen ruhen.

In einer von feuchter, erdrückender Hitze geschwängerten Luft breitete sich eine unendliche Vielzahl von Bäumen und übergroßen Pflanzen aus, eine davon grüner als die andere. Lianen, Farne, Mahagonibäume, Zedern, Obstbäume ... Und inmitten dieser vertikalen Riesen ertönten die beunruhigenden Schreie einer unsichtbaren Fauna.

Charles Lynch begriff mit einem Mal erschöpft, dass er im

tiefsten Inneren des tropischen Regenwalds verloren war. Wahrscheinlich Tausende Kilometer von der nächsten Ortschaft und der geringsten Hilfe entfernt. Was er sich nicht erklären konnte, war, was eine gotische Kathedrale hier zu suchen hatte, verirrt inmitten des Dschungels.

Aber diese Fragen musste er später beantworten. Denn jetzt zählte nur eins.

Zu fliehen. Zu fliehen und zu überleben.

3

Als sie den von einem bläulichen Lichthof umgebenen Chor erreichten, befahl der erste Wächter den anderen, stehen zu bleiben. Seine Hand griff nach einem kleinen Funkgerät an seinem Gürtel.

»Er ist in den Dschungel verschwunden«, teilte er mit, während er auf die Sprechaste drückte. »Was sollen wir tun? Ihn umlegen? Ende.«

Eine nieselnde Stimme antwortete prompt.

»Nein. Kommt wieder rein. Er wird nicht weit kommen.«

Der Wächter schaltete das Gerät aus und steckte es zurück an seinen Gürtel. Er ließ seinen Blick durch das riesige steinerne Kirchenschiff gleiten, über die uralten Mauern, die die Natur nach und nach zurückeroberte.

Er stieß einen Seufzer aus, dann gab er seinen Männern ein Zeichen, ihm zu folgen. Sie steckten ihre Waffen ein und kehrten ohne ein weiteres Wort zu der kleinen hölzernen Tür zurück.

Während draußen von der höchsten Turmspitze des Bauwerks die schmerzliche Klage eines Kondors ertönte, ver-

schwanden die vier Gestalten im Untergeschoss der vergessenen Kathedrale.

4

Charles Lynch rannte schon seit mehreren Minuten, als sich sein Blick plötzlich trübte. Der Wald um ihn herum schien sich auf einmal zu teilen. Kurzatmig und mit verspannten Muskeln blieb er stehen und lehnte sich zusammengekrümmt an den rauhen Stamm eines riesigen Baumes.

Langsam wurde sein Atem wieder regelmäßiger. Er richtete sich auf und schaute hinter sich. Die unfassbare Kathedrale war schon lange hinter dem dichten Vorhang des Dschungels verschwunden. Die Wächter hatten seine Spur verloren. Jedenfalls hatte er sie weder gehört noch gesehen, seit er das Gebäude verlassen hatte. Aber war das ein Grund zur Freude? Worauf konnte er jetzt noch hoffen?

Er hatte nicht die leiseste Ahnung, wo genau er sich befand. Im Amazonas-Gebiet, sicher, aber wo? Vermutlich in der Nähe des Pazifiks. Peru? Ecuador? Kolumbien? Wie dem auch sei, der Dichte der Vegetation nach zu urteilen, war die Chance, auf eine Stadt oder auch nur auf ein Dorf in der Nähe zu stoßen, sehr gering. Und vor allem, wie lange würde er ohne Wasser, ohne Nahrung durchhalten können? Von seiner Flucht völlig verausgabt, verspürte er bereits zahlreiche Anzeichen von Schwäche.

Und trotzdem durfte er nicht aufgeben. Das wäre zu dumm. Jetzt, wo es ihm gelungen war zu fliehen, musste er einen Weg finden, jemanden zu verständigen. Die Behörden in Frankreich. Oder wenigstens seine Tochter.

Er griff in seine Jackentasche und zog seine lederne Brieftasche heraus. Mit zitternden Fingern holte er ein zerknittertes Foto hervor, auf dem sie zu sehen war, so schön, wie sie mit dem Lächeln einer erwachsenen Frau vor dem Fotografen posierte. Wo sie wohl jetzt gerade war? Suchte sie nach ihm? War sie wegen seines Verschwindens besorgt?

Mit einem Kloß im Hals räumte er das Bild seiner Tochter wieder weg, steckte die Brieftasche ein und machte sich erneut auf den Weg. Unsicher drang er durch das Pflanzengewirr. Aber nach nur wenigen Schritten wurde ihm erneut schwindelig, und er spürte den Boden unter sich schwanken. Er verlor das Gleichgewicht und fiel hin.

Mühsam drehte er sich auf den Rücken, die Augen weit aufgerissen. Zuerst glaubte er, es läge an der Müdigkeit, dass seine Beine ihn nach einer solchen Anstrengung einfach nicht mehr tragen könnten. Aber rasch trübte sich seine Sicht noch stärker. Die Vegetation vor ihm verschwamm mit den kleinen Fetzen Himmel, die hier und da über den zitternden Wipfeln aufblitzten.

Er stieß ein wütendes Schnauben aus. Was war nur los? Das konnte nicht die Müdigkeit sein. Das war etwas anderes. Etwas Schlimmeres.

Er schloss die Augen und öffnete sie wieder. Es half nichts. Sein Blick trübte sich immer mehr. Bald verschwamm alles zu einer Sinnestäuschung. Der Lärm der wilden Tiere erhob sich zu einem unbestimmten Echo. Er sah, wie die Lianen länger wurden, sich bewegten, sich in Schlangen verwandelten. Tropfen von kochend heißem Schweiß perlten auf seiner Stirn. Mit übermenschlicher Kraftanstrengung hob er den Kopf. Er sah, wie sich seine um die Schenkel gekrampften Hände zu verformen schienen, seine Finger spitz wurden wie die Krallen eines Raubvogels.

Er versuchte erneut aufzustehen, aber seine Beine verweigerten ihre Arbeit. Panik ergriff ihn.

Er spürte, wie die Lähmung langsam seinen gesamten Körper befiel, seine Arme, seine Schultern, seinen Oberkörper, und Stück für Stück zu seinem Herzen wanderte. Klangvoll wie die lauten Schläge eines Gongs, verlangsamte sich sein Puls immer mehr. Seine Sicht vernebelte sich derart, dass die Welt um ihn herum plötzlich nur noch eine Palette verschwommener Farben war.

Dann hörte sein Herzmuskel auf zu schlagen. Vollständig. Während Charles Lynch seinen letzten Atemzug tat, zeichneten sich vor ihm, umgeben von einem Lichthof, die Umrissse des Gesichts seiner Tochter ab. Ihre großen dunklen Augen. Ihr flehender Blick. Die Lippen der jungen Frau fingen an zu zittern, und es war ihm, als hörte er ihre Stimme. Undeutliche Worte. Die er nicht entschlüsseln konnte.

Dann starb er schließlich.

5

Es war wieder einmal ein unerträglich heißer Sommer, ein weiteres Zeichen, als schneide der Planet wegen der Nachlässigkeit seiner arroganten Bewohner eine erneute Grimasse. Paris flimmerte verschwommen im heißen Dunstschleier, der vom Asphalt aufstieg.

Jeder, der Ari Mackenzie noch vor ein paar Monaten kennengelernt hätte, hätte festgestellt, dass der Mann, der gerade an einem Tisch am Fenster des *Sancerre* Platz genommen hatte, nur noch der Schatten seiner selbst war. Aber hier, im Herzen des Quartier des Abbesses, hatten die Leute ihn nie anders

erlebt. Die Angestellten der angesagten Kneipe hatten sich daran gewöhnt, diesen Mann um die vierzig jeden Nachmittag eintreffen zu sehen, schlecht rasiert, das dicke, grau melierte Haar ungekämmt und mit einem bitteren Zug um die blauen, von tiefen Schatten umrandeten Augen. Stets in dunkler Jeans und weißem, offenem Hemd las er schweigend die aktuelle Ausgabe der *Libération* oder einen zeitgenössischen amerikanischen Roman, während er abwechselnd Single Malt und schwarzen Kaffee zu sich nahm, bis er schwankend in Richtung Place Émile-Goudeau verschwand, wenn die Nacht schließlich über Montmartre hereingebrochen war.

»Ach, Mackenzie! Ich dachte, Sie würden heute wieder anfangen zu arbeiten?«

Bénédicte und Marion, die beiden Kellnerinnen, die am regelmäßigsten im *Sancerre* bedienten, gehörten zu den wenigen Ausnahmen im gesamten Viertel, denen es nach einigen Wochen gelungen war, das Eis zwischen sich und diesem mürrischen, schweigsamen Kunden zu brechen, der in der Regel nur den Mund öffnete, um einen weiteren Whisky zu bestellen.

Ari ließ seine Zeitung auf den Tisch sinken und blickte langsam zu der jungen Frau auf.

»Guten Tag, Béné.«

»Und? Wollten die Sie nicht wiederhaben?«

»Der Arzt hat mich noch mal für zwei Wochen krankgeschrieben.«

»Ach?«

»Ja. Ich habe ihm gesagt, dass ich meine Dienstwaffe behalten und gestern Abend einer 9-mm-Kanone einen geblasen habe.«

»Sehr geschmackvoll. Aber ich möchte doch sagen, wenn Sie noch hier sind, beweist das zumindest eines ...«

»Dass ich am Leben hänge?«

»Ja ... Oder dass Sie kein großes Talent zum Blasen haben.« Mackenzie grinste. Bénédicte war eine der wenigen Personen, denen es noch gelang, seine Rückenmuskulatur anzuregen.

Diese große Brünette mit dem kurz geschnittenen Strubbelkopf, der Figur einer Langstreckenläuferin, den feinen Gesichtszügen und dem gewollt nachlässigen Look besaß einen solch trockenen Humor und eine solch zynische Art, dass sie einem desillusionierten alten Junggesellen nur gefallen konnte. Es kam ihm so vor, als würde er sie schon ewig kennen, fast wie eine Schwester, und er genoss ihre Ungeniertheit und ihre sprachlichen Marotten, wie das »ich möchte doch sagen«, das sie ständig fallenließ.

»Gut. Einen Whisky?«

»*What else?*«, erwiderte Ari, von dem man, sofern ihn ein paar überschüssige Kilos nicht verriet, behaupten konnte, er habe etwas von George Clooney in kleiner ...

»Einen Aberlour, nehme ich an?«

»Hat der Chef sich immer noch nicht dazu entschlossen, Caol Ila zu ordern?«

»Ich habe Ihnen doch schon gesagt, Ari: Ihre Chancen, hier einen Caol Ila zu bekommen, sind ungefähr so hoch wie meine auf eine Gehaltserhöhung ...«

»Na gut, dann eben einen Aberlour.«

»Ohne Eis und mit einem Glas Wasser ... Bin schon unterwegs.«

Die Kellnerin drehte sich um und ging, um das Bestellte zu holen. Mackenzie sah ihr nach, wie sie sich in ihrem enganliegenden, leichten, grauen Wollkleid entfernte, ließ seinen Blick über ihren kleinen muskulösen Hintern gleiten und vertiefte sich dann wieder seufzend in seinen Artikel über die

Hintergründe des Ölpreis-Anstiegs. Seit Wochen redete die Presse von nichts anderem, und jeden Tag schlug der Barrel-Preis des schwarzen Goldes neue Rekorde.

Mitte Juli wimmelte es gegen fünfzehn Uhr in allen Straßencafés der Rue des Abbesses nur so von Menschen, egal welcher Wochentag war. Darunter befanden sich allerdings recht wenige Touristen, es waren vielmehr Einheimische, hauptsächlich solche zwischen dreißig und vierzig, die sich seit einigen Jahren in dem Viertel breitgemacht hatten, das ganz in der Nähe vom Paris der »wunderbaren Welt der Amélie Poulain« lag. Künstler, Sänger, Schauspieler, Regisseure, Maler, Selbständige aus Werbung, Kommunikation und PR, junge hippe Pärchen ... das perfekte Panel der bürgerlichen Bohemiens, wie man sie in den Zeitschriften nannte. Außerdem gab es die älteren Gestalten des Quartier des Abbesses, die zum Straßenbild dazugehörten und von den jungen Leuten akzeptiert wurden. Die kleinen Händler von gestern, die dem Zeitgeist widerstanden, eine alte Animierdame aus dem Pigalle-Viertel, die noch Kleider trug, deren ordinärer Stil durch die Rückkehr des Kitsches wieder modern geworden war, ein Textschreiber, dessen Lieder jedermann vor sich hin summte, dessen Gesicht aber niemand kannte, eine pensionierte Theaterschauspielerin, die eine Boa zur Schau trug, als handle es sich um eine Trophäe aus ihrer großen Bühnenzeit, zwei rumänische Musiker mit Geige und Akkordeon, die den Klassikern des populären Chansons einen zigeunerhaften Anstrich gaben, ein großer afrikanischer Akrobat, der einen schwimmenden Goldfisch in einem Glas auf seinem Kopf balancierte, und zwei oder drei Obdachlose, denen man ab und zu eine Münze oder eine Zigarette zusteckte ... Ari, der ein wenig Ruhe suchte, setzte sich immer an denselben Tisch, drinnen, abseits des Lärms der Straße, und ging

nur hinaus, um seine Zigaretten zu rauchen. Er konnte sich stundenlang über die Anmachspielchen der Gäste draußen auf der Terrasse amüsieren, mit ihren übergroßen Sonnenbrillen, tiefen Ausschnitten, engen T-Shirts, neuesten Handys, dem leicht gezwungenen Lachen, dem Austausch von Blicken und der Suche nach Aufmerksamkeit ... Eine echte Komödie über die höfische Liebe, übertragen ins 21. Jahrhundert. Anders als man vermuten könnte, hatte Aris Blick auf seine Zeitgenossen nichts Herablassendes an sich, weit gefehlt. Er empfand für diese seltsamen Wesen eine brüderliche Zärtlichkeit, vielleicht sogar ein wenig Neid. In Wahrheit hinderte ihn nur ein einziger Mensch daran, die Bar zu verlassen und sich unter seinesgleichen zu mischen. Aris Einsamkeit war voller Erinnerungen an eine Frau, die zehn Jahre jünger war als er. Lola. Die einzige große Liebe, die er sich jemals gestattet und bei der er kläglich versagt hatte, unfähig, sich ganz zu öffnen, unfähig, aus seiner Rolle als alter Junggeselle zu schlüpfen, um dieser jungen Frau das einfache Leben zu bieten, das sie sich insgeheim erträumte. Vielleicht aus Angst vor einer zu radikalen Veränderung: glücklich zu sein. Er war bei seinem dritten Whisky und hatte mit der Lektüre eines Taschenbuchs begonnen, als ein Mann im schwarzen Anzug in der Bar auftauchte und direkt auf seinen Tisch zu steuerte. Ari bemerkte ihn erst, als dieser neben ihm Platz nahm.

»Wussten Sie, dass Chuck Palahniuk als Mechaniker angefangen hat, bevor seine Bücher zu Bestsellern wurden?«

Mackenzie zog die Augenbrauen hoch.

»Äh, nein. Und Sie sind?«

Der Mann um die vierzig trug eine dicke, eckige Brille, hatte dichtes braunes, lockiges Haar und sprach mit leicht belgischem Akzent.

»Willy Vlaeminck. Ich arbeite für den SitCen ...«

»Den was?«

»Den SitCen: *European Union Joint Situation Centre*. Sie haben doch bestimmt schon mit uns zu tun gehabt, Commandant Mackenzie.«

Ari verzog das Gesicht. Die Struktur der Nachrichtendienste der Europäischen Union war so verworren, dass er sich nicht sicher war, sich an den Zuständigkeitsbereich dieses Dienstes zu erinnern, dessen Bezeichnung ihm, wenn er darüber nachdachte, tatsächlich etwas sagte.

In all den Jahren, in denen er innerhalb der Abteilung Analyse und Zukunftsforschung des französischen Nachrichtendienstes die *Gruppe Sektenwesen* geleitet hatte, hatte Mackenzie nie das Bedürfnis oder auch nur den Wunsch verspürt, mit den europäischen Geheimdiensten zusammenzuarbeiten. Ehrlich gesagt hatte er fast nie mit welchem Nachrichtendienst auch immer kollaboriert, da er lieber allein arbeitete und außerdem einen so schlechten Ruf genoss, dass niemand es wagte, den ersten Schritt zu tun. Commandant Mackenzie wurde nicht grundlos als einsamer Wolf bezeichnet.

»Aha. Super. Aber ich bin nicht im Dienst«, meckerte er und machte Anstalten, sich wieder in seinen Roman zu vertiefen.

»Deswegen bin ich hier.«

»Sie stören mich.«

»Ihre erneute Beurlaubung endet in zwei Wochen, Mackenzie. Sie werden bei Ihrer Rückkehr wohl oder übel in die DCRI, den neu strukturierten französischen Nachrichtendienst, eintreten müssen. Ich habe gehört, dass Ihre *Gruppe Sektenwesen* aufgelöst wird und Sie in einer neuen Abteilung anfangen müssen. Wer weiß, in welcher. Unter uns gesagt, ich verstehe Ihre Vorbehalte. Diese Neustrukturierung ist kaum zum Vorteil der ehemaligen Verfassungsschützer ...«

Ari konnte sich ein spöttisches Lachen nicht verkneifen.

»Ich fasse es nicht!«, rief er aus. »Ein europäischer Geheimdienst leckt mir die Stiefel! Sie sind doch hoffentlich nicht hier, um mir einen Job anzubieten?«

Der Belgier ging nicht darauf ein.

»Seit den Attentaten von Madrid hat die EU beschlossen, in Brüssel einen Geheimdienst einzurichten, der diesen Namen verdient. Wir profitieren von einem Zuwachs unserer Mittel, einer Ausweitung unserer Vollmachten und einer Verstärkung unserer Einsatzkräfte ... Wir befinden uns in der Rekrutierungsphase und, um Ihnen nichts vorzumachen, wir könnten tatsächlich einen Analytiker wie Sie gebrauchen.«

»Einen Analytiker wie mich?«, spottete Mackenzie. »Sie meinen, alkoholabhängig, verhaltensgestört, aufsässig und mit dem schlechtesten Ruf innerhalb des französischen Nachrichtendienstes, vielleicht sogar innerhalb der gesamten Nationalpolizei? Sie sind ja ganz schön clever ... Ein echter Headhunter! Nehmen Sie es mir nicht übel, aber wie Groucho Marx sagen würde, ich habe überhaupt keine Lust, einem Club beizutreten, der unter seinen Mitgliedern einen Typen meines Kalibers akzeptieren würde.«

»Wir sind über Ihre Arbeit genauestens informiert, Mackenzie. Die Entmilitarisierungsmission, an der Sie 1992 innerhalb der UNO-Schutztruppe teilgenommen haben, die zahlreichen Artikel, die Sie beim Verfassungsschutz im Zuge der Sekten-Überwachung verfasst haben, und Ihre Beteiligung an der Lösung des Falls um die Skizzenbücher von Villard de Honnecourt ...«

»Ja, ja, schon gut, ich kenne meine eigene Biographie, vielen Dank ...«

»Sie sind zugleich ein exzellenter Analytiker und ein Mann der Praxis. Ein recht seltenes Profil. Und Ihre Kenntnisse in

Sachen Esoterik sind wohl einzigartig. Ihre Methoden sind natürlich nicht gerade konventionell, aber wir sind eher an den Ergebnissen interessiert ...«

»Ich nicht. Was mich interessiert ist der Destillierungsprozess des *Single Malt* in Schottland. Aber Sie sind Belgier, Sie haben von Schottland sicherlich keine Ahnung.«

»Ich kenne mich besser mit Bier aus, das muss ich zugeben. Aber ... Lassen wir diese Spielchen.«

In diesem Moment veränderten sich Vlaemincks Gesichtsausdruck und Stimme, als würde er sich des offiziellen, beinahe protokollarischen Tons entledigen, in dem er bis dahin gesprochen hatte. Jetzt schlug er Ari gegenüber einen vertraulichen, freundschaftlichen Ton an.

»Sie lieben Ihren Job, Mackenzie. Was Sie ankotzt, ist nicht die Sache, sondern die Form: die Struktur, innerhalb derer Sie gezwungen sind zu arbeiten. Und bedeutend mehr seit der Zusammenlegung der französischen Nachrichtendienste. Wir bieten Ihnen einen viel flexibleren Rahmen an. Beim SitCen unterstehen Sie nur einer einzigen Person: dem stellvertretenden Generalsekretär des EU-Rats. Kein anderer steht dazwischen. Keine komplizierte Hierarchie, keine Bürokratie.«

»Na, das scheint mir ja ein schöner Saustall bei Ihnen zu sein!«

Der Belgier stieß einen müden Seufzer aus.

»Mackenzie, ich weiß, warum Sie in diesem Café sitzen und einen Whisky nach dem anderen trinken.«

»Ach ja?«

»Ich habe den Bericht des Psychologen gelesen.«

»Es lebe das Berufsgeheimnis!«

»Es gibt nur eine Sache, die Sie aus Ihrer Depression holen kann: die Arbeit. Es gibt nichts Besseres, um Sie von Ihrem Leiden zu heilen ...«

Die Süffisanz seines Gesprächspartners ging Ari nach und nach ernsthaft auf die Nerven.

»Mein Leiden? Was wissen Sie denn schon davon!«

»Ich weiß mehr, als Sie denken ...«

»Ach ja? Scheiße! Dann habe ich es ja mit einem waschechten Spion zu tun!«

»Ich weiß, dass Sie sich von Dolores Azillanet getrennt haben, der Buchhändlerin, die Sie Lola nennen und mit der Sie nach dem Fall um die Skizzenbücher von Villard de Honne-court einige Monate lang zusammengelebt haben. Ich weiß, dass Sie das Bastille-Viertel verlassen und hierher ins Quartier des Abbesses gezogen sind mit dem einzigen Grund, weiter von ihr weg zu sein. Ich weiß, dass sie Sie verlassen hat, weil Sie sich nicht entschließen konnten, sich ernsthaft zu binden, zu heiraten, Kinder zu bekommen, das ganze Tamtam ... Sie sind Bulle, Ari. Zuallererst Bulle. Glauben Sie mir, ich weiß sehr gut, was Sie durchmachen. Es gibt nur ein Rezept dagegen: Arbeit.«

Ari trank einen Schluck Whisky, ohne den belgischen Agenten aus den Augen zu lassen. Er hätte ihm jetzt, in diesem Moment, gerne einen Faustschlag verpasst und seinen Kopf auf die Tischplatte gedonnert, aber er mochte diese Kneipe und wollte nicht, dass ihm der Eintritt für immer verwehrt bliebe.

»Jetzt mal ehrlich, Mackenzie, Sie wollen mir doch nicht weismachen, dass Sie lieber einen Alibijob bei der DCRI annehmen, als in europäische Dienste zu treten, wo Sie über größere Mittel und mehr Freiheit verfügen würden? Was sind Sie dem französischen Geheimdienst schuldig?«

Der Agent leerte sein Whiskyglas, steckte sich eine Zigarette zwischen die Lippen, griff nach seinem Buch und stand auf.

»Ihr Angebot interessiert mich nicht, mein Herr. Vielen Dank

und auf Wiedersehen. Ach, das hätte ich fast vergessen: Sche-
ren Sie sich zum Teufel.«

Der Agent packte Ari am Arm, um ihn zurückzuhalten.

»Warten Sie, Mackenzie. Wenn wir an Sie gedacht haben, war
das nicht ganz zufällig.«

Ari sah genervt zur Decke und ließ die Schultern hängen,
zum Zeichen seines tiefsten Überdrusses. Aber der Belgier
fuhr fort.

»Der französische Innenminister hat Sie Ihre Ermittlung im
Fall um Villard de Honnecourts Skizzenbücher nie zu Ende
führen lassen. Es blieben einige Fragen offen, aber die Sache
wurde zum Staatsgeheimnis deklariert. Wir bieten Ihnen an
weiterzumachen. Sagen Sie mir nicht, dass Sie nicht darauf
brennen.«

6

Paris, den 21. März 1417

Ich heiße Nicolas Flamel und bin mein Leben lang Buchhändler
und Schreiber gewesen.

Vielleicht, lieber Leser, hast Du schon von mir gehört: Man hat so
viele Dinge ber mich erzählt! Obwohl sich mein Leben gerade erst
dem Ende zu neigt, ist mein Dasein bereits Gegenstand einer au-
ergewohnlichen Legende, die man sich in den Straßen von Paris
zuflstert.

Du kennst sie nicht? Dann erlaube mir, Dir in groben Zgen die
Geschichte aufzuzeichnen, die man sich ber mich erzählt.

Alles beginnt in einer Frhlingsnacht des Jahres 1358. Ich bin kaum
zwanzig Jahre alt und besitze eine bescheidene Verkaufsbude an
der Nordseite der Kirche Saint-Jacques-de-la-Boucherie, in der

Straße der Schreiber, für die ich dem König zwei Sol parisis zahle und zwei weitere zum Wohle von Saint-Jacques. Ich bin Schreiber. Die Bewohner der großen Stadt kommen zu mir, damit ich Akten, Testamente und diverse Briefe kopiere oder verfasse. Alles in allem ein gewöhnliches Dasein. Aber dann, in jener Nacht, habe ich einen einzigartigen Traum.

Ein Engel erscheint mir im Schlaf, er hält ein prächtiges, kunstvoll gearbeitetes, in Leder gebundenes Buch in den Händen. Das Manuskript, soweit ich es erkennen kann, trägt auf seiner ersten Seite eine Widmung: Abraham, Jude, Prinz, Priester, Levite, Astrologe und Philosoph, dem Volke der Juden, das durch den Zorn Gottes in ganz Gallien zerstreut worden ist, Heil!

Der Engel von göttlicher Pracht wendet sich an mich und spricht Folgendes zu mir: »Flamel! Siehe dieses Buch, welches Du nicht begreifst: Für viele andere wird es unverständlich bleiben; aber Du wirst eines Tages etwas darin sehen können, was niemand sonst sehen kann.« Fasziniert strecke ich die Hände aus, um das Werk zu ergreifen, aber sogleich verschwindet der Engel und an der Stelle, an der er soeben noch gestanden hat, wirbelt glänzender Goldstaub auf.

Von diesem Traum verstört, nehme ich dennoch mein Leben als Handwerker wieder auf, als ich einige Tage später in einem Nachbarladen zufällig ein Buch finde, das jenem in allem identisch ist, einundzwanzig Seiten lang, und das auch mit dieser seltsamen Anrufung von Abraham, dem Juden, beginnt. In den ledernen Buchdeckel sind dieselben Hieroglyphen und Allegorien eingraviert, die mir im Traum erschienen sind: drei Hände, von denen eine schwarz ist, die sich gegenseitig festhalten, ein Ochse, umgeben von zwei Engeln, die vor dem Kreuz niederknien, und hie und da hebräische, arabische und griechische Schriftzeichen.

Nachdem ich das wertvolle Manuskript – für den Betrag von zwei Florin – erworben habe, das von der Verwandlung von Metall han-

delt, welche man Alchimie nennt, gebe ich keine Ruhe, den geheimen Sinn zu begreifen. Einundzwanzig lange Jahre mühe ich mich vergeblich, Texte und Zeichen zu entschlüsseln. Ich suche die größten Hermetiker von Paris auf, aber keiner weist mir den rechten Weg. Im Gegenteil, alle verlieren sich in ihren obskuren Interpretationen.

Ihrer überdrüssig, beschliesse ich nach all dieser Zeit, einen Meister zu finden, der in die Mysterien der Kabbala eingeweiht ist. Da die Juden aus bekannten Gründen aus Frankreich verjagt worden sind, muss ich heimlich nach Spanien reisen. Weil jeder Handel mit Juden verboten ist, nehme ich eine Pilgerfahrt nach Santiago de Compostela zum Vorwand und verkünde jedem, der es hören mag, dass ich mich aufmache, um in der Krypta der Kathedrale von Santiago am Fuße des Grabes vom Heiligen Jakob zu beten.

Da ich nicht das gesamte Manuskript mitnehmen möchte, auch aus Furcht davor, verhaftet zu werden, löse ich die ersten sieben Seiten heraus, nähe sie an der Innenseite meiner Kleider fest und mache mich dann mit den Pilgern auf den Weg über die wunderbare rote Erde des Languedoc bis über die Pyrenäen, ausgestattet mit Muschel, Pilgerstab, Umhängetasche und breitkrempigen Hut.

Nach zahlreichen Abenteuern auf dem Jakobsweg, bei denen ich dem Wetter und einem Angriff von Straßenräubern trotzte, erreiche ich die Stadt León. Dort begegne ich in einer Herberge einem Händler aus Bologna, der mir von einem Mann namens Sanchez erzählt, einem jüdischen Arzt, der im Ruf steht, der größte Kenner der Kabbala und der weiseste Hermetiker ganz Spaniens zu sein. Das ist der Mann, den ich brauche.

So treffe ich den Meister, und dieser ist von meinen Seiten so beeindruckt, dass er darauf besteht, mit mir nach Paris zu kommen, um mir zu helfen, den Gesamttext zu entziffern. Er ist von solcher Entschlossenheit, dass er sogar bereit ist, zu unserem Glauben zu

konvertieren, um das Königreich Frankreich betreten zu können, was ihm sonst verwehrt bliebe.

Alsdann machen wir uns auf den Weg, und während wir voranschreiten, lässt mir Sanchez nach und nach sein Wissen zuteilwerden. Jeden Tag lerne ich Neues über die Geheimnisse der jüdischen Lehre, und die Motive des Buches Abrahams werden klarer.

Leider stirbt Sanchez schwer krank in Orléans, bevor ich ihm das gesamte Werk zeigen konnte. Nach langem Beten und Weinen lasse ich meinen Lehrmeister in der Kirche von Sainte-Croix beisetzen und kehre allein nach Paris zurück.

Dennoch benötige ich, trotz der Unterrichtung durch Sanchez, drei weitere Jahre des Studiums, um endlich den verborgenen Sinn des Buches zu verstehen.

So gelingt mir am 17. Januar 1382 meine erste Projektion: das Opus der Weißung.

Und am 21. April desselben Jahres das Opus der Rötung: Ich vermag es, unedles Metall in reinstes Gold zu verwandeln.

Überall verbreitet sich das Gerücht. Als Meister der Alchimie erlange ich ein Vermögen und werde Besitzer mehrerer Häuser in Paris, aber auch in Neuilly, Nanterre, La Villette, Aubervilliers. Ich lasse auf dem Friedhof »Des Innocents« Arkaden errichten, deren Fresken Allegorien auf das Opus magnum darstellen ... Kaum habe ich das außergewöhnlich hohe Alter von achtundsiebzig Jahren erreicht, munkelt man bereits, dass ich mit Hilfe meines Buches auch noch das Geheimnis des ewigen Lebens enträtselt hätte. Einige versuchen, mir mein Geheimnis zu entreißen, aber niemand wird es von mir erhalten, außer der werten Frau Pernelle, meiner Gemahlin, die es vor etwa zwanzig Jahren sorgsam mit ins Grab genommen hat.

Das, lieber Leser, ist die am weitesten verbreitete Version der Geschichte, die man sich über mich erzählt. Ich hoffe, dass sie Dich

zumindest ein wenig entzückt hat, denn ich muss zugeben, sie ist wahrlich märchenhaft.

Aber ich glaube, Du wirst lachen, so wie ich jetzt lache, wenn ich Dir die Wahrheit sage. Denn siehe, Freund, alles, was ich Dir soeben mitgeteilt habe, ist falsch. Ganz und gar falsch.

Ich habe mein Lebtag keinen Fuß nach Spanien gesetzt. Nie habe ich dieses geheimnisvolle Buch des Juden Abraham gesehen, und ehrlich gesagt glaube ich, dass es nicht einmal existiert. Außerdem habe ich mich niemals auch nur im Entferntesten für die Verwandlung von Stoffen interessiert, eine Sache für Alchimisten, nicht für Schreiber ...

Verstehst Du jetzt, warum ich lache?

Oh, gewiss, ich habe diese Legenden nicht immer amüsant gefunden. Die Eifersucht, der Argwohn, der Neid meiner Zeitgenossen haben mir die letzten Jahre meines Lebens vergällt und sind vielleicht nicht unschuldig am frühen Tod meiner Pernelle, die diese Gerüchte noch mehr erbost haben als mich.

Aber jetzt bin ich alt, und da ich das Geheimnis des ewigen Lebens leider nie gefunden habe, werde ich wie jeder andere sterben, vielleicht sogar schon morgen.

Wenn Du also erlaubst, so lass mich Dir meine Geschichte erzählen, wie sie sich wahrhaftig zugetragen hat, bevor es zu spät ist. Und wenn darin auch nicht wirklich die Rede von der Transmutation von Stoffen oder von mysteriösen jüdischen Lehrmeistern ist, vertraue mir, so ist sie doch nicht weniger außergewöhnlich ...